

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 10.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Quellen von Ischl.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

4.

Am Theater kam dem Arzte schon der russische Kammerdiener entgegen. „Ich sollte Sie holen,“ sagte er athemlos. „Ihre Erlaucht sind im höchsten Grade aufgebracht!“

„Ueber wen, mein Freund?“ fragte Dr. Sill mit großer Ruhe.

„Verzeihung, mein Herr Doctor — über wen anders, als Sie, der eine vornehme Dame so lange warten läßt?“ erwiderte der Russe. „Aber Sie beschleunigen ja Ihre Schritte nicht einmal!“

„Ich komme zu rechter Zeit, sein Sie unbekümmert,“ sagte Dr. Sill.

„Mein Gott, die Fürstin wird mir die Schuld geben!“ rief Iwan ängstlich. „Ich sollte Sie bringen um jeden Preis.“

„Todt oder lebendig, nicht wahr?“ lachte der Arzt, der zum Verzweifeln langsam ging.

„Scherzen Sie nur!“ rief der Kammerdiener. „Die Fürstin läßt nicht mit sich scherzen.“ Er verwünschte das Ausland, wo er nicht den widerspenstigen Quacksalber, wie er ihn nannte, mit Gewalt zu seiner Herrin schaffen durfte.

„Noch einen Gang nach der Apotheke,“ sagte der Arzt, indem er auf die großen schwarzen Buchstaben

am gegenüberliegenden Gebäude zeigte. „Sagen Sie Ihrer Erlaucht, daß ich spätestens in einer Viertelstunde mit den nöthigen Medicamenten die Ehre haben werde!“ — Und ohne sich an das vor Bewunderung starre Gesicht des Kammerdieners zu kehren, ließ er ihn stehen und schritt der Apotheke zu, wo er allerdings für seine vornehme Patientin Geschäfte hatte.

„Er wagt es!“ rief die Fürstin, als die erste Kammerfrau — denn Iwan hatte dieser seine Meldung übergeben — des Arztes Benehmen in das gehässige Licht stellte. Sie lag, noch im Morgenanzuge von Cashemir, auf ihren Polstern, von der Ungeduld geröthet, reizbar bis zum Unglaublichen. „Der Miethling wagt es! Was sagte er?“

Frau Lenuschka gewann es über sich, eine recht freche Lüge zu äußern.

Der Fürstin Augen funkelten, sie erhob sich mit einem vernichtenden Blicke, da in demselben Moment der Arzt gemeldet wurde. „Erlaucht!“ sagte Constance, die während der Scene besorgt am Fenster gesessen hatte, mit bittender Stimme. „Der würdige Mann hat Ihnen so sehr gefallen, er hat gewiß eine tröstliche Entschuldigung, und dann, bedenken Sie, daß von ihm Ihre Genesung —“

„Ha, Genesung! Ich will lieber sterben, als mich tyrannisiren lassen, ich!“ rief die Fürstin. „Schweigen Sie, Fräulein! Ich bedarf weder Ihres Rathes, noch dieser heuchlerischen Geberden. Sie sähen mich lieber auf einem schönen marmornen Katafalk, und

haben Ihre Gründe dazu, das weiß ich, darum verlange ich auch keine dieser Mienen.“

Constance hob ihre thränenschweren Augen flehend und vorwurfsvoll auf die harte Frau.

„Entsetzlich!“ rief die Fürstin. „Diese Augen! Wollen Sie mich tödten?“

Der Arzt trat ein, zum Schrecken aller Dienstbaren, denn er hatte die Erlaubniß dazu noch gar nicht erhalten. Staunend heftete die Fürstin den Blick des Stolzes, hohnlächelnd die Kammerfrau ihre kleingeschlichtigen Augen auf ihn, während Constance, von den Worten ihrer Gebieterin schmerzlich getroffen, nur einen flüchtigen, von den Wimpern halb verhüllten Blick nach dem Eintretenden wagte, dessen Miene weit davon entfernt war, die geringste Besorgniß oder Verlegenheit zu verrathen. Ehrerbietig grüßte er die Fürstin und fragte nach ihrem Befinden.

„Ich bin nicht gewohnt, zu warten, mein Herr!“ sagte sie, mit allen Schrecken ihres hohen Ranges gewaffnet.

Der Arzt schrumpfte nicht, wie die Kammerfrau erwartete, gleich einem vom Blitze getroffenen Baume zusammen. Er verneigte sich nur sehr tief und sagte: „Erlaucht, ich komme zur Stunde, da meine Anwesenheit nöthig ist.“

„Ich habe Sie aber rufen lassen! Ihre Antwort — was sagte der Herr? Wiederhole es.“

Der Arzt heftete seinen festen Blick auf die Kammerfrau. „Ich weiß nicht —“ stotterte diese — „Zwan Mikititsch —“

„Ruf ihn!“ zürnte die Fürstin. Und Frau Lenuschka ging schwankenden Schrittes hinaus.

„Erlaucht, lassen wir das Mißverständnis unerörtert,“ bat der Arzt mit ernster Stimme. „Sie müssen Alles vermeiden, was Aufregung, Kergerniß heißt — besonders um Kleinigkeiten. Ich ließ Ihnen sagen, daß ich mit den nöthigen Medicamenten in einer Viertelstunde erscheinen würde, um Ihre Geduld nicht zu reizen — es sind kaum zehn Minuten verflossen. Et was Anderes wird Ihnen der Kammerdiener nicht gemeldet haben. Also, ich bitte unterthänigst, lassen Sie ihn!“ Er verbeugte sich abermals, indem er die Hand ausstreckte, um die Fürstin zu veranlassen, sich wieder in ihre ruhende Stellung zu begeben, die er ihr besonders empfohlen hatte.

Aber zum Unglück trat eben der merklich erblaßte Zwan in das Zimmer.

„Hat der Doctor zu Dir gesagt, was mir die Kammerfrau gemeldet hat?“ fragte die Fürstin mit bösem Blicke in russischer Sprache.

„Ja, Herrin! Du darfst mir's glauben,“ antwortete der Diener.

„Du lügst!“ rief sie.

Er zitterte augenscheinlich, doch legte er betheuernd die Hand auf die Brust.

„Der Haushofmeister soll kommen,“ sagte sie heftig. Da stürzte Zwan nieder, schlug die platte Stirn auf den Fußboden und bat um Gnade.

„Erlaucht!“ sprach der Arzt, dessen rascher Verstand ihm trotz der fremden Sprache sagte, was hier vorging. „Wenn Sie meine Hilfe wirklich befehlen, so bitte ich Sie, diese Sache nicht weiter zu verfolgen. Sie sind es sich selbst, Sie sind es mir schuldig.“ Auch Constance war hinzugetreten, hatte sich leise der Hand der Fürstin bemächtigt und bittende Küsse darauf gedrückt.

Noch einen Moment stand die Erzürnte, vor ihr lag unbeweglich auf seinem Antlitze der Diener, seinen Spruch erwartend — da berührte sie ihn verächtlich mit der Spitze ihres kleinen gestickten Pantoffels. „Pasccholl!“ sagte sie kurz, und wie elektrisirt zuckte Zwan mit dem Kopfe empor, küßte den Rocksaum der Herrin, sprang dann auf und verließ blickschnell das Zimmer. Die Fürstin ließ sich von Constance sanft auf ihr Polster zurückführen, wo sie die Hände über ihre Augen legte, bald das Schnupftuch zu Hilfe nahm und dennoch nicht verhindern konnte, daß die Beiden, welche noch im Zimmer waren, das convulsivische Weinen bemerkten, in welches sie ausbrach. Wie gern hätte der Arzt mit Constance einen Blick des Einverständnisses gewechselt, aber sie konnte es ja nicht über sich gewinnen, ihre Augen zu ihm zu erheben! Er ließ also schonend den Anfall vorübergehen, ohne zu sprechen.

„Bin ich nicht recht krank, lieber Doctor?“ sagte die Fürstin nach einer Weile mit schwacher Stimme. „Sie nennen mich vielleicht noch mit einem härtern Namen.“

„Gnädige Frau — Erlaucht, wollte ich sagen —“ antwortete Doctor Sill, „Ihr Zustand mit seinen Symptomen ist mir nicht neu. Ich kann Ihnen die besten Hoffnungen geben, wenn Sie selbst mir Ihr Vertrauen schenken und Mitarz sind. Vor der Hand habe ich etwas mitgebracht —“ und er packte die Me-

dicin aus, indem er zugleich die nöthigen Verordnungen ertheilte.

„Darf ich Besuche annehmen?“ fragte die Fürstin, als er sich nach einiger Zeit wieder empfahl.

„Unbedenklich,“ erwiderte der Arzt. „Ich nehme an, daß sie Ihnen keine unangenehmen Eindrücke machen, nicht von lästigen Geschäften mit Ihnen reden oder fatale Nachrichten hinterbringen — wofür ich Sie verantwortlich mache, gnädiges Fräulein!“ setzte er halb scherzend gegen Constance gewandt hinzu, was er jedoch fast bereute, denn das Fräulein blickte ihn nicht einmal an, sondern verneigte sich nur, mit ihrer Arbeit beschäftigt und die Fürstin sagte, mit einer neuen empfindlichen Beugung des Tones:

„So kann ich mich wohl unter polizeilicher Aufsicht betrachten? außer der Gesellschaft stehend, in Unwissenheit erhalten über meine eigenen Interessen?“

„Erlaucht stellen Alles auf die Spitze, nehmen Sie es nicht ungnädig,“ versetzte der Arzt. „Von all' dem ist nicht die Rede, ich wünsche, Ihnen nur Unannehmlichkeiten zu ersparen, welche schädlichen Einfluß auf Ihre Genesung haben. Erheiternden Besuch sey ich sehr gern bei Ihnen.“

„Wann kommen Sie wieder?“ fragte die Fürstin.

„Nachmittag um sechs Uhr, wenn Sie nicht früher befehlen,“ antwortete der Arzt. „Es ist besser, wir setzen, wenn nicht außergewöhnliche Fälle eintreten, bestimmte Stunden fest.“ Er ging, von Constance, welche sich sogleich erhob, bis in das Vorzimmer begleitet. Hier saß die blonde Kammerjungfer, Constance warf ihr ein Paar russische Worte hin und eilte dann zu der Fürstin zurück, welche sie fragenden Blickes empfing.

„Es ist artig, daß Sie den Herrn begleiten, da ich nicht aufstehen kann,“ sagte sie, „aber eine Dame pflegt das nur bis in die Nähe der Thüre zu thun, nicht mit hinauszugehen. Sie haben wohl noch Conferenz über mich gehabt?“

„Das müßte in zwei Worten abgemacht worden sein,“ erwiderte Constance und zeigte der Fürstin ein unbefangenes lächelndes Gesicht. „Ich habe Daschinka einen Auftrag gegeben.“

Die Fürstin fragte nicht weiter und Constance war froh, einer Unwahrheit überhoben zu sein. Denn auch zu Unwahrheiten mußte sie ihre Zuflucht nehmen, kaum daß sie offenbare Lügen durch ihre Gewandheit umging; der Arzt hatte Recht, als er gegen seine Tochter ihre Tadel bei der krankhaft reizbaren Frau keine goldenen nannte!

Daschinka, die kleine russische Zofe, welche deutsch sprach, begleitete Doctor Sill noch bis in das äußerste Vorzimmer, um die Bestellung des Fräuleins, zu welcher Constance selbst keine Zeit hatte, an ihn auszurichten. Das Fräulein ließ ihn bitten, um fünf Uhr zu ihr zu kommen, Daschinka zeigte ihm die Thüre ihres Zimmer, welche auf den Corridor führte. Mehr hatte ja der Arzt nicht verlangt, er war schon im Begriffe gewesen, das Fräulein darum zu bitten, als sie rasch von ihm schied, um das Mißtrauen ihrer Herrin nicht zu reizen. Nun forderte sie ihn selbst auf, und machte ihm dadurch die größte Freude, denn von wem konnte er bessern Aufschluß über so Manches, was ihm in Bezug auf seine Kranke zu wissen nöthig war, erhalten, als von Constance, welche gewiß all' ihre Verhältnisse genau kannte?

In seine Gedanken vertieft, trat er rasch aus dem Hause und prallte fast an einen jungen Mann, der ihn eben cavalierement zurechtweisen wollte, als er ihn noch im rechten Augenblicke erkannte.

„Ah, Herr Doctor!“ sagte er, seinen strafenden Blick sofort in den cordialsten verwandelnd. „Sie kommen von Ihrer erlauchten Patientin? Ihr Zustand — doch was frag' ich! Sie haben gefährlichere Zustände gehoben.“

„Kennen Sie mich, mein Herr?“ erwiderte Doctor Sill. „Ich habe nicht die Ehre.“

„Wer sollte Sie nicht kennen!“ antwortete der junge Mann. „Sie sind der Leibarzt der russischen Dame, welche hier wohnt.“

„Leibarzt, Leibarzt!“ sagte Doctor Sill. „Jeder Arzt ist Leibarzt — was zum Henker soll er sonst curiren? Wer für seine Seele einen Arzt braucht, der wende sich an die Priester — Ich will Sie nicht aufhalten, mein Herr.“

„Wir gehen einen Weg,“ sagte der Fremde, ihn begleitend, indem er zugleich seinen Namen nannte, den Namen eines altfreiherrlichen Geschlechts. „Sie wohnen weit oben — beim Briefträger, nicht wahr? Und Ihre Fräulein Tochter, nicht wahr, hat in der Gräfin Kippach eine charmante Dame kennen gelernt, die sich ihrer annimmt, so daß sie nicht sechs Wochen in Ischl einsam zu vertrauern braucht? Wo werden Sie speisen, Herr Doctor?“

Der Arzt hatte nun den eleganten Taugenichts — das Wort ist heraus und nicht mehr zurückzunehmen, doch paßt es als Gattungsbegriff vortrefflich, nehmen Sie es nur nicht übel — der Arzt hatte den

jungen, feingekleideten Herrn von angenehmer Gesichtsbildung wieder erkannt, welchen er bei seiner Ankunft in Ischl flüchtig gesehen, über den sich aber seine Tochter beklagt hatte. Er antwortete also auf die Frage kurz: „Zu Hause, Herr Baron.“

„Das ist sehr unrecht,“ sagte Franz. „Sie dürfen sich der Gesellschaft nicht entziehen, auch Ihre Fräulein Tochter nicht. Ich rathe Ihnen, im Casino zu speisen, dort rühmt man die Küche — auch finden Sie dort den Grafen Kippach mit seiner Gemahlin, der sich freuen wird, wie ich Ihnen versichern kann —“

„Meine Zeit erlaubt mir nicht, lange bei Tafel zu sitzen,“ unterbrach ihn der Arzt. „Ich nehme hier einen Richtsteig nach meiner Wohnung — und empfehle mich Ihnen.“ Damit rückte er flüchtig den Hut und stieg einen treppenartigen Ausgang zwischen zwei Gärten empor, wohin ihm Baron Franz nicht folgte, sondern den Rückweg nach dem Casino einschlug. Hier war es noch leer, die Uhr zeigte, daß noch eine Stunde bis zur Tischzeit vergehen mußte, draußen hatte sich wieder ein feiner Regen eingestellt — was blieb hier übrig als letztes Mittel der Verzweiflung? Lesen! Der Baron ließ es sich Geld kosten, zahlte seinen Beitrag und las! Er las wirklich, meine Damen, hat sich aber nachher bittere Vorwürfe gemacht, Zeit und Geld nicht besser angewandt zu haben.

Endlich kam ein Regenschirm, bald ein zweiter, dritter — es sammelten sich Speisegäste; auch Damen. Biemlich spät erschien Graf Kippach wirklich mit seiner schönen Frau — Bruno in ihrer Begleitung. Bei diesem Anblicke, der ihn in Erstaunen setzte, stand Franz auf und begrüßte sie. Bruno stellte ihn vor, Graf Kippach hatte ein höfliches Wort für ihn und als er mit seiner Gemahlin an einem kleinen Tische Platz nehmen wollte, konnte er nicht umhin, die beiden Freunde, welche in vollem Gespräche mit der Gräfin begriffen waren, zu fragen, ob sie ihnen nicht Gesellschaft leisten würden. Schließlich erschien noch der alte Herr mit dem kurzen Silberhaar, welcher gestern Abend den Freunden an der Gasttafel „zur Post“ durch sein Gespräch über den Staatsdienst aufgefallen war, er kam in Begleitung einer der dicken Damen und wurde zum großen Verdruße Brunos von dem Grafen wie ein alter Bekannter begrüßt und mit an den Tisch eingeladen, der nun vollständig besetzt war. Zum Glück hatte Bruno schon den Platz neben der Gräfin inne, und seinem Freunde, dem er darum einen verspottenden Blick zuwarf, fiel das Loos zu, der Nachbar der be-

leiteten Fremden zu werden, welche sich nicht ohne ein leises Stöhnen niederlassen und kaum mit ihren Armen bis auf den Teller reichen konnte, so daß Franz nothgedrungen ihr während der Tafel allerlei Hilfsleistungen um Wasser, Salz, Brod, thun mußte. Dies langweilte ihn fast noch mehr, als die Unterhaltung, welche sich um die uninteressantesten Dinge: Reiseindrücke, Gemälde, Kirchen, Gedichte und Gott weiß, was Alles, drehte. Er hatte zwar modernen Schriff genug, um, ohne sich zu blamiren, selbst von Dingen mit zu sprechen, die er nicht kannte, aber völlig in Erstaunen gerieth er über seinen Freund Bruno. Der slagte heute, wie ein Kriegsschiff an seinem Ehrentage. Mit einem Feuer, mit einer Beredsamkeit sprach er, wie Franz ihn nie gesehen hatte, er entwickelte Kenntnisse, ästhetisches Gefühl, Kunstbildung und brachte einen Hort zu Tage, von welchem sein Freund, der ihn doch schon lange kannte, durchaus keine Ahnung gehabt — was hatte denn die Schätze an's Licht gefördert, die er sonst nur zu eignen geheimem Verbrauch zu hegen schien? Und welchen Ausdruck zeigte sein Gesicht! Die ironische Kälte war verschwunden, sein Auge strahlte von einer lebendigen Glut, seine Wangen waren geröthet, eine warme Freundlichkeit spielte in allen Mienen. Er war von einer männlichen Schönheit, welche selbst seinem Freunde auffiel, und ihm, mit seiner anziehenden Unterhaltung, die ganze Tischgesellschaft gewann. Graf Kippach machte sich insgeheim Vorwürfe, gestern ein so übereiltes Urtheil gefällt zu haben und seine Frau, in ihrer offenen, arglosen Weise, tauschte schon mit ihm Worte, wie mit einem jahrelang Befreundeten ihres Hauses. Franzens dicke Nachbarin war eine geistreiche Frau, welche ihr Scherflein zur Unterhaltung beitrug, und auch ihr Gemahl, so vorsichtig er gestern gegen den Ausländer in seinen Bemerkungen gewesen war, thaute hier mehr auf, gab manches treffende, mit gutem Humor gewürzte Urtheil zum Besten, so daß die Stunde der Tafel rasch vorüberflog. Man erhob sich endlich, ohne das Casino zu verlassen. Nur der alte Herr erklärte, einen Besuch schuldig zu sein — und Franz glaubte sich überflüssig. Er beneidete seinen Freund fast um das gute Glück, das er zu machen schien, und war entschlossen, das seinige, das ihm so unzugänglich war, auf irgend eine Weise zu forciren.

„Sie wollen die Fürstin, von der Sie sprachen, besuchen?“ fragte Kippach den alten Herrn.

„Ja, ich habe mit ihr Einiges zu verhandeln,“

antwortete dieser. „Sie hat mir sagen lassen, daß sie mich um fünf Uhr erwartet, da sie eine Stunde später ihren Arzt empfängt.“

„Also um sechs Uhr!“ dachte Franz. „Ich werde das benutzen. Es ist nur ein kleiner Passe-tems — warum soll ich das niedliche Köbchen verschmähen, das sich mir darbietet, auch wenn mein Streben nach der weißen prachtvollen Centifolie geht? Bin ich so engherzig, nur für Eine da?“ Er entfernte sich, um seine Idee weiter zu verfolgen.

„Besuchen wir Abends das Theater?“ fragte Kippach den Freiherrn Bruno.

„Es werden dort wohl nur Zauberpossen gegeben,“ wandte dieser ein.

„O schmähnen Sie mir die Zauberpossen nicht!“ rief die Gräfin. „Diese harmlos gaukelnden Bilder voll gesunden Scherzes, die oft mit ihren Pfeilen besser treffen, wenn auch nicht so giftig verlegend, als die Tendenzspiele! Ich lache so gern.“

„Wohlan, ich will mich gern durch Sie bekehren lassen,“ sagte Bruno, und der Doppelsinn seiner Rede warf plötzlich einen ernstern, fast wehmüthigen Schatten über sein Gesicht, den aber Niemand bemerkte.

„Wirst Du nicht Dein Pflégkind auffordern, Kathi?“ fragte der Graf.

„Ach ja! Der Vater geht, wie wir eben gehört haben, zu seiner Patientin,“ antwortete die Gräfin. „Wir wollen das liebe Kind mit uns in das Theater nehmen.“

Doctor Sill konnte diesmal kaum die Zeit erwarten, wo er seine Tochter wieder allein ließ; die bevorstehende Unterredung mit der Gesellschafterin seiner Kranken lag ihm gar zu sehr am Herzen. Endlich kam die festgesetzte Stunde, er legte Ida hastig noch ein Buch zur Unterhaltung hin, auf welches sie einen traurigen Blick warf und eilte davon. Im Hause der Fürstin fand er an der Treppe Daschinka, welche schon auf ihn wartete, damit er auch ja das Zimmer des Fräuleins nicht verfehle. Weder Iwan, noch einer der andern Domestiken ließ sich blicken.

Constance empfing den Arzt mit sichtlicher Verlegenheit, eine zarte Röthe belebte ihr blaßes Gesicht, als sie ihm bis an die Schwelle entgegen kam.

„Ich thue vielleicht Unrecht, Herr Doctor,“ sagte sie etwas unsichern Lautes, „daß ich ohne Vorwissen der Fürstin Sie bitten ließ, zu mir zu kommen —“

„Im Gegentheil!“ unterbrach sie Doctor Sill. „Wenn Sie es aufrichtig gut mit ihr meinen, so thun

Sie Recht, dem Arzte Ihren Beistand zu bieten. Vor allen Dingen schenken Sie mir Ihr gutes Zutrauen, Fräulein.“

„Das haben Sie längst in mir erweckt,“ sagte Constance.

„Und dennoch würdigen Sie mich nicht einmal eines Blickes,“ versetzte der Arzt.

Da hob Constance, noch tiefer erröthend, ihre Augen zu ihm auf und sah ihn voll an. Er konnte eine Miene der Ueberraschung nicht bemeistern. Sie schielte auf eine von ihm kaum je gesehene Weise — ihr schönes stilles Gesicht bekam dadurch einen ganz andern, völlig fremden Ausdruck.

„Hab' ich Ursache, meine Blicke zu Boden zu schlagen?“ fragte sie mit einem erzwungenen Lächeln.

„Nein, Fräulein! Das müssen Sie mir erlauben, näher zu betrachten!“ rief er und faßte ohne alle Umstände ihre beiden Hände in einer fast freudigen Faß.

„Herr Doctor!“ sagte sie zurücktretend und verlegt. „Sie glauben hoffentlich nicht, daß ich Sie in meinem eignen Interesse rufen ließ. Von mir soll zwischen uns Beiden keine Rede sein.“

„Wer sagt denn das? Wer glaubt das?“ rief Doctor Sill unruhig. „Lassen Sie mir nur noch ein Mal, genau — Sie wissen nicht —“ Er griff wiederum nach ihrer Hand, welche sie ihm jedoch entzog.

„Lassen Sie das, Herr Doctor!“ sagte Constance. „Es mag Ihr Interesse als Arzt erregen, diesen — Fehler —“ hier stockte sie etwas, aber schnell gefaßt fuhr sie fort: „diese Entstellung näher zu betrachten, unsere Zeit ist aber zu gemessen, als daß ich sie mit unnützen Dingen füllen möchte.“

„Unnütz! Den Teufel auch!“ rief der Arzt, in seiner leidenschaftlichsten Vorliebe angeregt. „Ich will Sie operiren!“

Sie blickte überrascht auf. „Wie?“ fragte sie mit einer unwillkürlichen Bewegung. „Das wäre möglich?“

„Möglich nicht allein, sondern gewiß!“ rief Doctor Sill. „Das ist gerade mein Fach, mein Lieblingsstudium, mein Schooßkind, diese Operation! O Gott, zeigen Sie mir nur gleich Ihre Augen, ich will mich genau orientiren — und wenn eine Hand im Stande ist, Ihnen den geraden, richtigen Blick wieder zu geben —“

„Lassen Sie es!“ sagte Constance sanft, aber schmerzlich. „Ich denke nicht daran.“

„Sie müssen!“ rief Doctor Sill. „Es ist Ihre Pflicht gegen sich selbst! Ich spreche noch heute mit der Fürstin, sie muß einen Nachtspruch thun.“

„Um keinen Preis! Sie würde es nie zugeben,“ sagte Constance hastig.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Zur Lustigkeit geprügel.) Die armen Schwarzen, die man in Afrika in ihrem Vaterlande wegfängt, oder von Lieferanten kauft, werden, wie ein französischer Schiffscapitain neuerdings erzählt, bevor man sie auf die Schiffe bringt, an der Küste in sogenannten Barracons oder Sclavenschuppen untergebracht, die ihnen als Gefängniß dienen. Der Erzähler sagt: „Ich habe die von New Sestres genau untersucht und drei Tage da zugebracht. Als ich in dem großen Hofe ankam, um den herum die Barracons stehen, war gerade die Zeit der freiwilligen oder unfreiwilligen Unterhaltung. Die Vorsteher dieser Anstalten befolgen sorgsam den Ausspruch, daß die geistige Heiterkeit die Gesundheit des Körpers erhalte, da es ihr Vortheil ist, die Schwarzen gesund zu erhalten, und sie verschaffen denselben aus diesem Grunde täglich zwei Mal so viel Unterhaltung und Zerstreuung als möglich. Die Unglücklichen, die zu Zweien, wenn sie unbändig sind, zu Fünfen, wenn sie sanft oder Frauen sind, und zu Zehn, wenn es Kinder sind, an eine Kette gelegt sind, sieht man dann neben einander im Hofe umherstehen, singen und mit den Händen den Tact schlagen, den einige der Aufseher mit den grotesksten Geberden angeben. Diese Aufseher sind meist ebenfalls Schwarze, die im Solde der Handelsleute stehen, und die armen Gefangenen zu beaufsichtigen, zu erlustigen und zu züchtigen und ihnen die elende Nahrung zu geben haben. Einer dieser schwarzen Aufseher, der eine große Peitsche in der Hand hält, stimmt den Gesang an und wehe dem Gefangenen, der nicht einstimmt, den Tact nicht mit den Händen schlägt, oder auch nur nicht laut genug schreit! Die Peitsche schwebt über allen Köpfen und erregt durch die Furcht, die sie einflößt, in dem großen Kreise der versammelten Unglücklichen Lustigkeit, Stille, Lachen und Wehklagen, je nachdem, wie man es haben will. Ein anderer Aufseher streicht seinen schwarzen Körper weiß und gelb an und sucht durch seine Tänze und Verdrehungen das Lachen der Gefangenen zu erregen. Bei Sonnenuntergang werden Alle wie Vieh in die Barracons zurückgetrieben; man untersucht sorgfältig die Ketten und um die Häuser her werden Wachen aufgestellt.“

(Die Schlüssel der Königin von England.) Bekanntlich hängt man nirgends mehr an dem alten Herkommen als in dem freien England; erst in voriger Woche haben wir einen ganz alten Gebrauch erwähnt, der sich bis in die neueste

Zeit erhalten hat; in dem Tower zu London herrscht, wie die Zeitungen berichten, ebenfalls noch in unseren Tagen, die alte Disciplin und die alte Förmlichkeit wie vor Jahrhunderten. Man könnte sich in das Mittelalter versetzt halten, wenn man sieht, wie dort jeden Abend die Thore geschlossen werden. Ein Sergeant, ein Corporal und zwölf Soldaten begleiten die Schließer. Jede Wache, welcher dieser Kunde begegnet, ruft sie mit der Frage an:

„Wer da?“

Darauf antwortet der Schlüsselinhaber:

„Die Schlüssel.“

„Welche Schlüssel?“ fragt die Schiltwache weiter.

„Die Schlüssel der Königin Victoria,“ antwortet der Schließer.

„Können passieren,“ sagt die Schiltwache, und die Mannschaft, welche die Schlüssel begleitet, setzt ihren Weg fort. Kommt sie an das sogenannte Sternthor, so tritt die da befindliche Wache heraus und unter's Gewehr und präsentirt vor den Schlüssel. Darauf entblößt der Schließer sein Haupt und ruft laut aus: „Gott segne die Schlüssel der Königin Victoria!“ Die ganze Wache antwortet: „Amen!“ Vor einigen Wochen, sahen die Zeitungen, welche dies melden, hinzu, wurde ein schottischer Grenadier, der einer Secte angehörte, zu drei Tagen Gefängniß verurtheilt, weil er sich geweigert hatte, bei dieser Gelegenheit auch mit „Amen“ zu sprechen. Der arme Teufel führte zu seiner Entschuldigung an, er wüßte der Königin von Herzen alles Gute, aber sein Gewissen verbiete ihm, die Schlüssel zu segnen. Es half ihm nichts; er mußte in das Gefängniß wandern.

(Die Dachshege in Belgien.) Die Dachse sind auf dem europäischen Festlande vielleicht am häufigsten im Ardennener Walde, ob sie gleich auch dort von Jahr zu Jahr seltener werden. Die Belgier nennen die Dachse tessons, wie man sagt nach dem alten gallischen Ausdrucke und machen dieselben heute noch zu dem Gegenstande einer grausamen Unterhaltung, die sich von dem heidnischen Alterthume her in diesem Lande erhalten hat, wo viele Namen und Gebräuche gallisch-römisch geblieben sind. So oft man nämlich einen Dachse lebendig fängt, läßt man ihn an einem öffentlichen Orte von den Hunden zerreißen und das anwesende Publicum geht dabei à la England sehr bedeutende Wetten ein. Dabei wird übrigens der arme Dachse häufig waffenlos gemacht, indem man ihm die Zähne ausbricht und die Krallen abschneidet; trotzdem macht er es den Hunden schwer, ehe sie ihn umbringen; er legt sich nämlich auf den Rücken, wartet so seine Feinde ab und wehe dem ersten, den er an der Kehle packen kann; seine zahnlose Kinnlade hat noch Kraft genug und die Verzweigung verdoppelt sie; nicht selten bringt ein so entwaffneter Dachse noch mehrere Hunde um. Läßt man dem Thiere die Zähne und Krallen, so haben die Hunde einen außerordentlich schweren Stand und es bleiben gewiß mehrere todt auf dem Plage.

Solche Dachshen, die immer vorher durch die Zeitungen bekannt gemacht werden, sind in Belgien große Festlichkeiten, die einen Zusammentraf von vielen Menschen veranlassen; die meisten finden sich mit ihren Hunden ein, die sie auf das arme Thier hegen und wenn dasselbe endlich unterlegen ist, kommt es meist unter den verschiedenen Hundebesitzern über die Heldthaten ihrer vierbeinigen Tapfern zum Steite und nicht selten zum Kampfe.

(Journalistische Wegelagerer.) In fast allen großen Städten, wo die Presse zu einiger Entwicklung gelangt ist, namentlich in Paris und London, giebt es eine Anzahl Schriftsteller und Zeitschriften, die nur mit den Straßenräubern verglichen werden können. Hauptsächlich richten sie ihr Augenmerk auf Schauspieler, Sänger und Instrumentisten; allen diesen lauern sie auf und setzen ihnen die papierne Pistole auf die Brust. Am ausgebildetsten ist dieses journalistische Banditenwesen in Paris und auch am bekanntesten, so daß die davon Bedroheten wissen, wie sie sich die nöthige Sicherheit erkaufen können. Es giebt Zeitschriften in Paris, die sich blos mit dem Theater und der Musik beschäftigen, aber nur dazu bestimmt sind, als Mittel der Erpressung gegen die Künstler gebraucht zu werden. Derjenige Schauspieler, Sänger etc., der auf ein Exemplar eines solchen Blattes abonniert, erkaufte sich, so ist die Regel, dadurch das Stillschweigen desselben über sein Privatleben und seine Schwächen, und bewirkt, daß man ihn nur als Künstler angreift; nimmt er zwei Exemplare, so spricht man gar nicht von ihm; hat er drei bezahlt, so ermunthet man ihn; hat er vier, so wird wöchentlich auf seine Fortschritte hingewiesen und man fordert ihn auf, auf diesem Wege fortzufahren; bezahlt er gar zehn Exemplare, so lobt man ihn bei jeder Gelegenheit auf das Ueberschwenglichste und Schamloseste; giebt er noch mehr, so macht sich die Zeitschrift verbindlich, wöchentlich wenigstens ein Mal eine ganz neue lobhudelnde Nebenart für ihn zu erfinden und seine Nebenbuhler herabzusehen.

Vor einiger Zeit kam eine neue Sängerin zu dem Herausgeber einer solchen wegelagernden Zeitschrift, um ihm den gewöhnlichen Tribut zu zahlen. Sie wollte drei Exemplare bezahlen.

„Sie! Nur drei Abonnements!“ rief ihr der Mann entgegen.

„Aber, werther Herr,“ antwortete die Künstlerin, „ich glaube, wenn ich jeden Morgen Ihr geschätztes Journal drei Mal hinter einander lese . . .“

„Sie scherzen, liebes Kind. Lassen Sie uns ernsthaft reden . . . Soll ich böse werden?“

„Aber, werther Herr, ich bekomme vom Theater nur 1200 Franc.“

„Ich weiß das; ich weiß aber auch, daß ein bekannter Russe Ihnen monatlich dreitausend Franc. zahlt.“

„Das ist nicht Ihre Sache.“

„Wie Sie wollen.“

Und vom nächsten Tage an standen in dem Journale täglich wenigstens einige Zeilen über die Sängerin; sie sei häßlich, hieß es, schlecht gekleidet, benehme sich linksch, wisse weder zu stehen, noch zu gehen. So ging es fort, täglich gesteigert, bis die Arme um Gnade bitten und die Bedingungen des Tyrannen erfüllen mußte. Sobald dies geschehen war, wurde sie plötzlich schön, reizend, eine bewundernswürdige Erscheinung und in demselben Maße frech gelobt, wie vorher schamlos getadelt. Eben solche Blätter, die blos von Erpressungen leben, giebt es in London und daß die Art solcher journalistischen Wegelagerer auch in Deutschland nicht fremd ist, haben leider schon oft ärgerliche Vorfälle deutlich genug bewiesen.

Generalcorrespondenz.

Einer der berühmtesten Juristen in den Vereinigten Staaten Nordamerica's ist der Generalanwalt von Massachusetts, ein Mann von achtzig Jahren, der seinen Posten seit wenigstens vierzig Jahren versieht. Vor Kurzem hatte er einen Mann anzuklagen, der einem jungen Mädchen, das er früher verführt, aus Eifersucht oder um sich ihren Verfolgungen zu entziehen, beide Augen ausgerissen hatte. Der Hauptzeuge gegen den Verbrecher war der Bruder der Unglücklichen, ein Knabe, der bei der Ausführung des Verbrechens zugegen gewesen war. Der Knabe erschien vor den Schranken des Gerichts, erzählte, was er gesehen und setzte hinzu, als er erblickt, daß der Mann seine Schwester mißhandele, habe er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand gehabt, so ins Gesicht geschlagen, daß er ihm die Kinnlade zerschmetterte.

Der Staatsanwalt ließ sich durch den Abscheu über das Verbrechen so weit hinreißen, daß er bei jenen Worten des Knaben aufstand und ausrief: „Warum hast Du nicht stärker zugeschlagen? Warum hast Du dem Glenden nicht den Schädel zertrümmert?“

Natürlich machten diese seltsamen Worte einen gewaltigen Eindruck; das Publicum applaudirte jubelnd und der vorsigende Richter ließ die Sache ruhig hingehen. — So sind die amerikanischen Gerichtsverhandlungen. —

Der Mensch, der, wie wir in der letzten Nummer erzählten, die berühmte Portland-Base aus Muthwillen zerschlug, kann nach den bestehenden englischen Gesetzen nur ganz gering, durch ein Paar Wochen Gefängniß, bestraft werden; das Ministerium hat aber diese Gelegenheit benützt, im Parlament auf strengere Gesetze gegen solchen Frevel anzutragen, der merkwürdiger Weise in England gar nicht selten vorkommt. Es ist dort schon mehrmals geschehen, daß Menschen aus Muthwillen kostbare Gemälde zerstoßen haben etc. —

In Berlin starb plötzlich Heinrich Steffens, berühmt als Mann der Wissenschaft und auch dem größern Publikum durch sein bewegtes Leben, das er in dem bändereichen „Was ich erlebte“ selbst beschrieb, sowie durch seine Romane bekannt. —

Die Aufführung von Webers „Coryanthe“ in Berlin, deren Ertrag von dem Könige für das dem Componisten zu errichtende Denkmal bestimmt wurde, soll gegen 5000 Thlr. eingebracht haben. Wenn noch einige große Theater so glänzende Vorstellungen geben und einige der berühmtesten Componisten und Virtuosen, wie sie versprochen, Concerte zu diesem Zwecke veranstalten, so wird Weber ein glänzendes Denkmal erhalten. Uebrigens dürfte wohl der von Berlin aus gemachte Vorschlag zu beachten sein, ob es nicht besser wäre, die Zinsen des für das Denkmal zusammengebrachten Capitals der Wittve Webers zuzuwenden, trotzdem, daß sie nicht in bedrängten Umständen sei.

In Paris will man ein neues großes Opernhaus von ungeheuerem Umfange und unerhörter Pracht aufzuführen, obgleich der Director desselben sich über die Abnahme des Besuchs in dem alten beschwert und alle mögliche Gründe aufzählt, welche diese Abnahme erklären sollen, auch die Eisenbahnen, welche die Leute verlocken, Ausflüge aus der Stadt hinaus zu machen, statt ins Theater zu gehen und — die Cigarren, da unter den jungen Franzosen das Rauchen immer häufiger werde und sie das Theater mieden, weil sie da nicht rauchen dürften. — Da wir von dem Theater sprechen, erwähnen wir gleich die Frage: Darf man in einem Theater schlafen? Die Sache kam in diesen Tagen vor der Pariser Zuchtpolizei zur Entscheidung und zwar auf folgende Veranlassung. Ein gewisser Berlingot schlief im Paradiese eines Theaters, da wahrscheinlich das Stück, welches man auführte, ihm mißfiel. Das Schlafen scheint nun allerdings, selbst im Theater, kein Verbrechen zu sein, aber Berlingot — schnarchte auch und zwar so, daß er seine Nachbarn in ihrer Aufmerksamkeit störte. Es trat demnach ein Municipalgardist zu ihm und gab ihm einen freundschaftlichen Wink, der wohl etwas zu handgreiflich ausgefallen sein mochte, denn Berlingot fuhr auf und nannte den Diener der öffentlichen Ruhe und Sicherheit ein Kameel. Der Municipalgardist hatte wahrscheinlich Buffons Naturgeschichte nicht gelesen, denn er fühlte sich durch diesen Vergleich mit jenem höckerigen Thiere, dem der berühmte Naturforscher eine so begeisterte Lobrede gehalten hat, keineswegs geschmeichelt, nahm vielmehr den Herrn Berlingot am Kragen und führte ihn auf die Wache. Am andern Tage erschien derselbe tief betrübt vor dem Zuchtpolizeigericht, wo der Municipalgardist den Vorgang erzählte, und hinzusetzte, er sei von mehreren Nachbarn des schnarchenden Berlingot herbeigerufen worden. „Ist es denn meine Schuld, daß ich schnarche!“ verteidigte sich der Angeklagte. „Das Schnarchen ist ein Erbfehler meiner Familie, und sogar Veranlassung geworden, daß mein Vater wegen Mangels an einer Wohnung ins Gefängniß gebracht wurde. Es wollte ihn Niemand ins Haus nehmen, weil er so stark schnarchte, daß die anderen Bewohner des Hauses nicht schlafen konnten.“ — „Man geht nicht ins Theater, um zu schlafen,“ bemerkte der Präsident des Gerichts. — „Ich bin auch nicht des Schlafens wegen

hineingegangen, und wenn man mich amüßet hätte, würde mir es auch gar nicht eingefallen sein; die Polizei sollte dafür sorgen, daß man in den Theatern den Leuten für ihr gutes Geld keine Stücke vorspielt, bei denen sie einschlafen.“ Das Publikum lachte, aber die Vertheidigung konnte den Angeklagten vor der Strafe von 25 Fres. nicht retten, die gegen ihn ausgesprochen wurde. Berlingot schwur, als er sein Urtheil gehört hatte, hoch und theuer, nie wieder ein Theater zu besuchen —

Die Statistik mischt sich in alles und so hat man denn berechnet, daß in dem diesjährigen Carnaval in Paris nicht weniger als 200 öffentliche Bälle stattgefunden haben und daß dieselben von etwa 200,000 Personen besucht worden sind. Sehr balls- und maskenballreich ist auch Leipzig gewesen; höchst wahrscheinlich fanden da im Verhältniß — Paris mit nahe an einer Million und Leipzig mit etwa 65,000 Einw. — noch weit mehr öffentliche Bälle statt, da man im Carnaval im Durchschnitt täglich wenigstens einen zählte. —

Es ist eine alte Geschichte, daß die Deutschen fast überall die Mühe und die andern Völker die Vortheile haben; es geht auch den armen deutschen — Schneidergesellen so, die bekanntlich jährlich in großer Menge nach Paris wandern. Wie ein von Handwerkern geschriebenes dortiges Blatt (La Ruche populaire) erzählt, besteht in den großen — Kleiderfabriken die Einrichtung, daß der Prinzipal eine gewisse Summe, z. B. 12 Francs für die Verfertigung eines Rockes oder Fracks giebt und dies Kleidungsstück irgend einem seiner Leute überläßt. Diese vornehmen Pariser Schneidergesellen nähen aber den Rock nicht selbst, Gott bewahre! sie übertragen die Arbeit für die Hälfte vielleicht einem Andern; dieser Zweite macht den Rock auch noch nicht, sondern läßt ihn von einem deutschen armen Teufel nähen, der etwa 1 oder höchstens 2 Francs dafür bekommt, während die Pariser den Gewinn in die Tasche stecken, ohne dafür etwas gethan zu haben. —

Ein ehemaliger Bischof von Narbonne in Frankreich wurde Papst und um der Stadt ein Andenken zu hinterlassen, trug er Rafael auf, die Himmelfahrt zu malen. Er wollte dies Bild der Stadt als Geschenk senden. Aber als es fertig war, fand er es so schön, daß er sich nicht entschließen konnte, dasselbe aus Rom fortzulassen und es deshalb selbst behielt. Seitdem hat nun die Stadt Narbonne den Wunsch gehegt, wenigstens eine Copie des für sie bestimmt gewesenen Gemäldes zu erhalten; immer aber wurde ihr der Wunsch nicht erfüllt, bis in den letzten Tagen der franz. Minister des Innern einen Bögling der franz. Akademie in Rom ausdrücklich beauftragt hat, eine Copie des Gemäldes für Narbonne zu malen. — Kein Meister ist vielleicht dermaßen mit Aufträgen überhäuft als Horace Bernet, der, wenn er alles ausführt, was er malen soll, bis in sein 68. Jahr vollauf beschäftigt ist. Auch hat man ihm nachgerechnet, daß er bereits so viel Soldaten gemalt habe, daß sich eine anständige Armee daraus bilden ließe. —